Andere achten – und sich selbst verstehen

Interreligiöser Dialog darf nicht nur unter Experten stattfinden, wenn er erfolgreich sein soll. Wie auch der Durchschnittsbürger mit einbezogen werden kann, zeigt ein Blick auf drei Projekte.

von Marius Leutenegger, Benjamin Gygax und Susanne Loacker

Foto: Daniel Lienhard, Zürich

Lehrhaus Zürich: Lustvoll debattieren

Geht es um interreligiösen Dialog, kann das Zürcher Lehrhaus auf einen riesigen Erfahrungsschatz zugreifen, wurzelt es doch im 1830 gegründeten «Verein der Freunde Israels». Die von einer Stiftung getragene «Begegnungs- und Bildungsstätte für Menschen unterschiedlicher Herkunft» wurde vor fünfzehn Jahren in Zürich Höngg eröffnet. Geleitet wird das Lehrhaus gemeinsam vom katholischen Theologen Hanspeter Ernst, vom ehemaligen Rabbinatsassistenten Michel Bollag und von der Islamwissenschaftlerin Rifa'at Lenzin. Im Gespräch leben die drei genau jene Form des Dialogs, für den sie im Lehrhaus eintreten: Sie gehen respektvoll miteinander um – aber nicht auf distanzierte Weise, sondern mit Humor und Offenheit. Und mit jenem Selbstbewusstsein, das für einen fruchtbaren Dialog unabdingbar ist. «Schliesslich muss ich im Dialog immer wissen: Was ist mir wichtig, und wie kann ich das verständlich kommunizieren?», sagt Lenzin.

Mit seinem breiten pädagogischen, kulturellen und publizistischen Angebot will das Lehrhaus dazu beitragen, «die gegenseitigen Traditionen kennenzulernen, um dadurch sich selbst und die anderen besser zu verstehen und zu achten». Dabei wird viel debattiert: Vertreter des Christentums, des Judentums und des Islams diskutieren zum Beispiel gemeinsam eine Bibelstelle, das Publikum hakt nach, stellt Fragen. Weil das Lehrhaus interreligiösen Dialog als Teil des interkulturellen Dialogs versteht, fördert es aber nicht

1. Interreligiöser Dialog
2. Der Imam im Gespräch
3. Schauplatz Arbeitswelt
4. Miteinander auf gutem Weg

nur die Auseinandersetzung mit religiösen Fragen, sondern will die ganze Vielfalt der Kulturen vermitteln, zum Beispiel auch mit Kursen über islamische Kalligrafie oder jüdische Mystik.

Es sei aber schwierig, ein breites Publikum zu erreichen, sagen die drei Verantwortlichen. Ausgerechnet jene Menschen, die wenig über andere Religionen wissen und sich eher von Vorurteilen leiten lassen, setzen kaum einen Fuss ins Lehrhaus. Fördert die Institution also den Dialog zwischen Menschen, die ihn bereits führen? Ernst findet, man müsse auch die bestärken, die bereits sensibilisiert seien. Deshalb geht das Lehrhaus auch zu den Menschen: Als «Lehrhaus auf Achse» beraten die Dialogfachleute zum Beispiel Gemeinden oder Schulen, die ein interkulturelles Projekt verfolgen. «Viele Dialogprojekte führen zu Enttäuschungen, weil eine Gruppe festlegt, worüber ein Dialog geführt wird, und dann jeder anderen Gruppe eine Rolle zuordnet. Dabei stellen sich Menschen verschiedener Religionen oft ganz unterschiedliche Fragen. Was für den einen ungeheuer wichtig ist, spielt für den anderen vielleicht gar keine Rolle», erklärt Ernst. Deshalb beginne der Dialog schon beim Definieren der Themen, über die man sprechen will.

Trotz aller Probleme sei der interreligiöse Dialog aber in den letzten Jahren lebendiger geworden. «Dass wir in einem Kurs über den Islam viele jüdische Teilnehmer haben, wäre vor einigen Jahren undenkbar gewesen», sagt Bollag. Ein Grund dafür sei die höhere Präsenz anderer Religionen in der Gesellschaft, ist Lenzin überzeugt: «Wenn zum Beispiel in einem Spital viele Muslime arbeiten, kommen die Personalchefs gar nicht darum herum, sich mit den muslimischen Feiertagen auseinanderzusetzen.» Doch der Dialog verläuft noch nicht in alle Richtungen gleich gut. Die meisten, die ins Lehrhaus kommen, sind Christen. Lenzin: «Viele Muslime sind zu sehr mit der Bewältigung ihres Alltags beschäftigt, als dass sie sich noch mit dem Christentum befassen könnten. Manchmal fehlt aber auch einfach das Interesse.» Ernst ist überzeugt, dass es Jahrzehnte dauern wird, bis vertrauensbildende Massnahmen greifen und der Dialog wirklich stattfinden kann, und fügt an: «Leider braucht es nur wenige Momente, um das Vertrauen wieder zu vernichten.»

Foto: Marius Leutenegger

Die Lehrhaus-Leitenden Hanspeter Ernst, Rifa'at Lenzin und Michel Bollag (von links).

Foto: zVg

Das «Respect Camp» zog während der IDA 1200 Jugendliche an.

Interreligiöse Dialog- und Aktionswoche (IDA) im Kanton St. Gallen: Nachhaltige Impulse setzen

Die Tagsatzung führte 1832 den eidgenössischen Bettag ein, um die religiösen Spannungen zwischen Katholiken und Reformierten abzubauen. An diesen staatlich angeordneten und überkonfessionell begangenen Feiertag Ende September knüpften die Initianten an, als sie 2005 die «Interreligiöse Dialog- und Aktionswoche» (IDA) ins Leben riefen: Die heutige Gesellschaft ist multireligiös geprägt, deshalb soll der Bettag nicht nur überkonfessionell, sondern auch interreligiös begangen werden. Im September dieses Jahres fand die IDA zum dritten Mal statt. Rund 5000 Menschen besuchten die 35 über den ganzen Kanton verteilten Anlässe.

Eine der grössten Veranstaltungen war das «Respect Camp» der Jugendarbeitsstellen der beiden Landeskirchen, das 1200 Jugendliche anzog. In der Zeltstadt auf dem Klosterplatz von St. Gallen diskutierten die jungen Leute in Gruppen über Themen wie Frust und Zufriedenheit, Beziehungen, Frieden und Friedensstiftung. «Man darf sich keine Illusionen machen: Viele Jugendliche besuchten das Camp mit ihren Klassen und nicht ganz freiwillig», räumt der Verantwortliche Beni Müggler-Gruber allerdings ein. «Doch die Jugendlichen fanden das Camp cool und interessant.» Eines der sechs Diskussionsthemen – «Frieden, Selam, Shalom» – war vor allem dem interreligiösen Zusammenleben gewidmet. «Es ist uns zwar nicht gelungen, andere Religionen ins Organisationskomitee zu bringen», berichtet Müggler, «dafür war durch den Besuch der vielen Schulklassen die Multireligiosität gegeben.» Gerade jugendliche Muslime hätten positiv auf das Respect Camp reagiert.

Die IDA ist ein gemeinsames Projekt des Kantons St. Gallen, der Landeskirchen, des Dachverbands der islamischen Gemeinden der Ostschweiz und des Fürstentums Liechtenstein sowie des Runden Tischs der Religionen St. Gallen und Umgebung. Der Kanton hat die Aktionswoche koordiniert, die Religionsgemeinschaften die Anlässe initiiert und durchgeführt. Projektleiter der Aktionswoche IDA war Maurizio Maggetti. Er arbeitet im Kompetenzzentrum Integration, Gleichstellung und Projekte des Kantons St. Gallen. Der Kanton habe bewusst darauf verzichtet, thematische Vorgaben zu machen, sagt Maggetti. «Die Pflanzen, die überall im Kanton spriessen, sollen den Bedürfnissen entsprechend wachsen können», argumentiert er. «Die IDA ist für uns ein Experimentierfeld – wir können schauen, was sich bewährt.» Es sei zwar nicht Aufgabe des Staates, den interreligiösen Dialog zu führen, hält Maggetti fest, «aber da die Gesellschaft vor allem durch die Zuwanderung multireligiöser geworden ist, wollen wir Raum für Begegnungen schaffen».

Der Einsatz der kantonalen Integrationsstelle für die IDA zeigt, dass St. Gallen dem interreligiösen Dialog in der Integrationsförderung etwas mehr Raum gibt als andere Kantone. «Religion ist einfach ein weiterer Aspekt, bei dem sich die Integrationsfrage stellt», erklärt Maggetti. Arbeitsintegration sei zwar sehr wichtig, aber wie Max Frisch schon sagte: «Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen.» Und diese Menschen haben eben auch religiöse Bedürfnisse.

«Wir stellen uns die Frage nach der Wirkung der IDA regelmässig – die jüngsten Erfahrungen werten wir jetzt gerade aus», sagt der Projektleiter. Man ist sich bewusst, dass es nicht einfach sein wird, mit der alle zwei Jahre stattfindenden IDA nachhaltige Impulse zu setzen. «Doch die Leute erzählen uns immer wieder von Dingen, die sich verändert haben.» Ein Beispiel für ein nachhaltiges Projekt ist die jeden Dezember durchgeführte Kirchenwanderung, zu der jetzt erstmals auch der muslimische Kulturverein eingeladen wurde. Auch der Besuch von Schülerinnen und Schülern in einer Moschee und in einem Hindutempel ist mittlerweile fester Bestandteil des Unterrichts vieler Lehrpersonen und integraler Teil der ökumenischen Erwachsenenbildung im Rheintal.

Fach «Religion und Kultur» an Zürcher Schulen: Glauben, denken, feiern

Was ist eigentlich der Advent? Warum kommt bei uns ein Weihnachtsmann und bei Kindern aus anderen Ländern nicht? Warum essen jüdische Kinder kein Schweinefleisch, kommen aber gern mit zum Kebabstand, weil das Fleisch dort vom Kalb stammt? Was haben die tamilischen Kinder dieses Jahr am 17. Oktober für ein Fest gefeiert, das – wie unser Räbeliechtliumzug – auch mit Lichtern zu tun hat?

Antworten auf solche Fragen kennen die Kinder von momentan rund 760 Zürcher Schulklassen, die im neuen Schulfach «Religion und Kultur» (RK) unterrichtet werden. Das Fach ist seit vergangenem Jahr obligatorisch und wird im Moment stufenweise eingeführt, weil «Kenntnisse über die Religionen zur Allgemeinbildung gehören und sie das Verständnis für die heutige Welt fördern», wie ein Flyer des Volksschulamts begründet. Ein weiterer Vorteil: Vom bisherigen Fach Biblische Geschichte und vom konfessionell-kooperativen Religionsunterricht (Kokoru) konnten Kinder auf Wunsch der Eltern freigestellt werden. Diese Abmeldemöglichkeit entfällt nun, bei RK sind alle dabei. «Religion und Kultur» ist schliesslich kein Religions- und Bekenntnisunterricht. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit wird nicht angetastet, heisst es im Flyer.

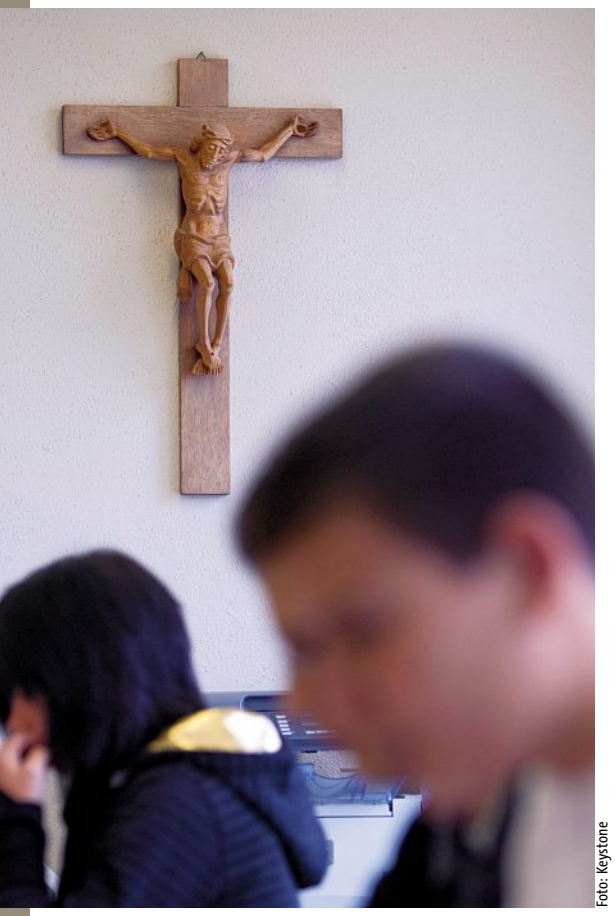

Foto: Keystone

Das Fach Biblische Geschichte wird im Kanton Zürich schrittweise durch das für alle obligatorische Fach Religion und Kultur ersetzt.

Seit dem Schuljahr 2007/2008 wird das neue Fach auf Sekundarstufe eingeführt, seit vergangenem Jahr ist die Einführung auch auf Primarstufe möglich. Wann es mit dem neuen Fach losgeht, können die Schulgemeinden selbst bestimmen. Der Entscheid für RK sei auf Primar- und Sekundarstufe unterschiedlich gefallen, sagt Brigitte Ernst, Projektleiterin für Religion und Kultur beim Volksschulamt Zürich. «Auf Sekundarstufe war das Konzept Kokoru durch die zunehmend multikulturelle und multireligiöse Gesellschaft bereits überholt. Die Bildungsrätliche Kommission wurde deshalb beauftragt, die Rahmenbedingungen für ein neues, obligatorisches Fach auszuarbeiten.» Auf der Primarstufe hingegen hat der Regierungsrat 2003 entschieden, die Angebotspflicht für Biblische Geschichte abzuschaffen, worauf sich in der Bevölkerung heftiger Widerstand regte. Die Regierung machte in der Folge den Gegenvorschlag, RK als obligatorisches Fach auf der Primarstufe einzuführen.

Gemäss Brigitte Ernst sind die bisher gemachten Erfahrungen mit dem neuen Fach durchwegs positiv: Die Inhalte des Faches stossen bei Schülerinnen und Schülern auf grosses Interesse. «Allerdings», sagt sie, «sind bis jetzt keine allgemeingültigen Aussagen möglich.» Die Bildungsdirektion plant eine Evaluation der Einführungsphase von RK, in der die schulische Wirklichkeit des Fachs aufgezeigt werden soll.

Die Lehrpersonen, die je nach Vorbildung in zwei oder mehr Modulen zu 45 Arbeitsstunden auf ihre neue Aufgabe vorbereitet worden sind, haben Methodenfreiheit im Rahmen des Lehrplans. Das Lernziel lautet «Kompetenz im Umgang mit religiösen Fragen und Traditionen» und beinhaltet die Aspekte Wahrnehmung, Wissen und Verstehen, Orientierung und Verständigung. Was recht trocken klingt, ist im schulischen Alltag viel lustiger: Die Kinder erfahren zum Beispiel, wie und wann in verschiedenen Kulturen religiöse Feste gefeiert werden, wie der religiöse Alltag in anderen Ländern aussieht und auf welche Arten das Erwachsenwerden auf der ganzen Welt zelebriert wird – Wissen, das auch manchem Erwachsenen abgeht. ■

Leserservice

Dieser Beitrag bildet den Abschluss unserer Monatsserie November zum Thema «Religiöses Miteinander». Falls Sie die Serie sammeln, aber ihre Hefte unversehrt lassen möchten, können Sie die Artikel auch unter *www.catmedien.ch* (Menü «Monatsserien») als PDF-Datei herunterladen.